

Mitteilungen

des Heimatvereins Deggendorf und Umgebung

Nr. 2 Als Manuskript gedruckt für die Mitglieder des Vereins 1949

Beiträge zur Heimatkunde

von Stadt und Landkreis Deggendorf

Die Landnahme der Bayern

im Landkreis Deggendorf

Die Bayern sind nach Ausweis ihrer Sprache ein westgermanischer Stamm. Sie wanderten aber aus dem Osten, wo sie viele Jahrhunderte auf dem Nordufer der Donau, in der Gegend des Flusses Waag (Bac, Bagowarii — Baiern), gewohnt hatten, in das Gebiet ein, das noch heute ihre Nachkommen bewohnen. Zuerst besetzten sie die römische Provinz Norikum, das Land zwischen Enns und Leitha, vielleicht bald schon nach dem Zusammenbruch der Römischen Reichsmacht 507. Später überschritten sie den Inn und ließen sich nun auch in der Provinz Rätien nieder. Schon vor 50 Jahren hatten die römischen Behörden die Bevölkerung aufgefordert das Land zu verlassen und nach Italien auszuwandern. Damals richteten die Alamannen von Westen her heftige Angriffe auf das Gebiet zwischen Lech und Inn. Kürzere Zeit saßen sie in der Gegend von Straubing. Von Norden her waren die Thüringer bis an die Donau vorgestoßen. Regensburg war in ihrer Hand. Diese Verhältnisse beleuchtet das Leben des hl. Severinus, das sein Schüler Eugypius uns beschrieben hat. Der Apostel Norikums war auch in unsere Gegend gekommen, nach Künzing, dem alten Kastell der Römer. Als Severinus den Ort besuchte, war gerade dort der Priester (Bischof?) gestorben. Seine Leiche war in der Friedhofskirche aufgebahrt. Die Kirche, die

aus Holz war, lag in einem Gebiet, das häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt war. Sie war daher auf einem Pfahlrost aufgebaut worden. Der Klerus und das Volk verbrachten die Nacht bei dem Toten mit Psalmengesang. Im Klerus waren alle Weihegrade vertreten, sodaß wir vermuten können, es sei Künzing Sitz eines Bischofs gewesen. Auch eine gottgeweihte Jungfrau wird erwähnt. Die Erzählung von dem Besuche Severins in Künzing ergibt ein anschauliches Bild von der kirchlichen Organisation in unserer Gegend am Ende der Römerherrschaft.

Es leuchtet ein, daß nicht alle Römer dem Räumungsbefehl Folge leisteten. Ein Teil von ihnen, besonders die ärmeren Klassen, blieb zurück. Er zog sich in die Wälder und Berge zurück. Die Baiern nannten die zurückgebliebenen Romanen Walchen. Das Wort hat sich in zahlreichen Ortsbezeichnungen erhalten. In unserer Gegend scheinen sich bei Wischlburg und Welchenberg Reste der früheren Bevölkerung erhalten zu haben. Auch in der Nähe des römischen Stützpunktes Steintirchen dürfen wir solche vermuten. Das alte Peterskirchlein in Bergham und das heute abgebrochene St Georgskirchlein in Uttenkofen scheinen in ihrer ersten Anlage auf die abklingende Römerzeit zurückzugehen. In Uttenkofen wurde ein Reihengräberfriedhof aus dem 7. Jahrhundert aufgedeckt. Die Romanen wurden die Lehrer unserer Vorfahren im Mauerbau, Viehzucht, besonders auch im Weinbau. Schon die Römer pflanzten die Rebe an den sonnigen Südhängen der Vorberge des bayerischen Waldes vom Bogenberg bis Winzer. Der Weinbau überdauerte die Zeit der Völkerwanderung. Wir können daher annehmen, daß in unserer Gegend ein Teil der früheren Bevölkerung die Katastrophe überlebte.

Das Ziel der einwandernden Baiern war Regensburg, ehemals Sitz der römischen Militär- und Zivilverwaltung. Sie stießen auf den Straßen, die die Römer angelegt hatten, nach diesem Orte vor. An ihnen entstehen daher die ersten Siedlungen unserer Vorfahren. Die Einteilung des germanischen Heeres war eine natürliche, nach Sippen und Familien. Die ältesten Siedlungen sind Sippen-siedlungen, benannt nach dem Haupt der betreffenden Sippe. Es sind dies die sog. —ing-Orte, denen wir im Gäu so häufig begegnen. Abseits von den großen Heerstraßen treffen wir —ing-Orte an Flußübergängen, die aus begreiflichen Gründen militärisch gesichert werden sollten. Da die römische Hauptstraße Passau—Regensburg unseren Landkreis nicht berührte, so können wir —ing-Orte nur an

Flußübergängen feststellen, nämlich Mariaposching, Plattling, Lailing und Dzing. Mariaposching, das ein Pasucho aus Gründen der Sicherheit auf dem Nordufer der Donau anlegte, deckte einen alten Donauübergang, der in den inneren Wald führte, Plattling, die Siedlung eines Plabilo, Dzing (Dzzo oder Azzo), und Lailing den früheren Isarübergang bei Ober- und Niederpörling. Obereigentümer war und blieb der Herzog. Als herzogliches Eigen erweist sich Mariaposching durch das Patrozinium seiner Kirche. Damals bildeten Maria- und Stephansposching eine Einheit. Eine Scheidung trat erst ein, als die Siedlungen auf dem Südufer des Stromes an das Hochstift Passau fielen. Sie erhielten damals auch eine Kirche, die dem Patron der Domkirche St. Stephan geweiht wurde. So entstand Stephansposching. Dzing hatte im Mittelalter zwei Kirchen, deren Patrone Maria und Laurentius waren. Das Marienpatrozinium der einen Kirche weist auf herzoglichen Besitz hin. Von Plattling bezeugt es eine Urkunde aus dem 9. Jahrhundert, daß es zusammen mit Lailing Besitz des Herzogs gewesen war.

Die Baiern besetzten zuerst das Ackerland, das bereits aus früherer Zeit vorhanden war. Es blieb im Besitze der Sippe, die sich an einem Platze niedergelassen hatte. Die einzelnen Familien erhielten gleiche Anteile. Nur der Anführer der Sippe scheint wegen der verschiedenen Pflichten seines Amtes, die er zu erfüllen hatte, doppelten Anteil bekommen zu haben. Auch durfte er den Anspruch erheben, daß die Sippengenossen ihm das Feld bestellten. Jährlich wurden einzelne Felder für die Brache, Winter- und Sommerfaat bestimmt. Es herrschte Flurzwang. Die Brache diente als Weide. Der Boden sollte Zeit bekommen zu seiner Erholung. Die Tiere brachten den Dung auf die Felder und traten das Erdreich locker. Alle Sippengenossen hatten in jedem Drittel ihre Acker. Gemeinsam und unverteilt war die Weide und der Wald. Der Wald diente auch als Weide für die Schweine. Die spätere Entwicklung geht dahin, daß das Sippenhaupt in den Adelsstand aufrückte. Es entstand ein Ortsadel, dessen Angehörige sich nach der Siedlung benannten, in dem sie ursprünglich Organe der Zentralverwaltung waren: die Poschinger, die Dzhinger u. a. Der Herzog war Großgrundbesitzer. Die Güter der öffentlichen Hand aus früherer Zeit fielen ihm zu. Seine Höfe lagen über das ganze Land hin zerstreut. Er zog von Hof zu Hof um mit seinem Gefolge die dort aufgestapelten Vorräte aufzubrauchen. Die Verhältnisse ge-

statteten es damals nicht die Vorräte von einem Ort zu einem andern zu bringen. Auf diesen Wanderungen sprach der Herzog Recht und hielt Hofstage ab. Größeren Grundbesitz hatten auch die Adelsgeschlechter, deren fünf das Landrecht aufzählt. Dem Herzog gehörten auch alle großen Wälder und Forsten. Nun vermehrte sich rasch die Bevölkerung. Es war aber unmöglich an der Grenze den Lebensraum zu erweitern. Im Osten engten ihn Slaven und Avarn immer mehr ein. Gegen Westen stießen die Baiern auf die Alamannen und auf die fränkischen Kolonisten, die vom Main und unterem Neckar nach Südoften vordrangen. So mußte im Inneren des Landes durch Rodung Siedlungsraum gewonnen werden. Es entstanden neue -ing-Orte, die vielfach in Waldgebieten angelegt wurden. Es sind nicht Sippen- sondern Familiensiedlungen. In der Regel sind es Einöden. Sie unterscheiden sich durch ihre Größe von den früheren -ing-Orten. Sie finden sich in unserem Landkreis sehr zahlreich, 120 an der Zahl. Sie liegen an den Südhängen des Waldes. Den Ausgangspunkt bildeten die verschiedenen Herzogshöfe.

Im Osten des Landkreises ging die Besiedlung des Waldes vom herzoglichen Hofe in Osterhofen aus. Wir stellen hier, was sich auch anderswo nachweisen läßt, ein Uebergreifen vom Süd- auf das Nordufer fest. Am Beginn der bayerischen Geschichte gehörte das Gebiet noch zum Rünzinggau. Später, nachdem die Siedlungen eine gewisse Dichte erreicht hatten, bildete sich hier ein kleiner Gau, der nach dem Flößchen Schweinach benannt wurde: Schweinahgowe. Hier liegt der Ort Dingstetten; es war der Platz, wo sich die Freien des Gaues zur Beratung und zum Gericht versammelten. In der Gegend wurde auch die älteste Kirche errichtet, Schwanenfischen, die Mutterpfarrei zahlreicher Tochtergründungen. Die zahlreichen -ing-Orte im Quellgebiet der Ohe nahmen ihren Ausgang von dem Hofe in Schwarzach. Westlich erstreckte sich ein Waldgebiet, das die beiden Bistümer Passau und Regensburg trennte. Erst später drang die Siedlung von Seebach tiefer in den Wald. Es entstanden zahlreiche -ing-Orte, die hier alle bis über den Hausstein hinaus zur Pfarrei Seebach gehörten. Sie lagen an den verschiedenen Wegen, auf denen man eine Verbindung mit der den Wald durchstoßenden Böhmerstraße suchte. Bei Wainding verlor im 9. Jahrhundert ein Reiter seine Steigbügel, die heute im Deggendorfer Stadtmuseum aufbewahrt werden. Die Bistumsgrenze war auch die Grenze des Rünzing- und Donaugaus.

Im Donaugau beginnt bei Uding, nach welcher Ortschaft der in der Nähe entspringende Bach Uttenbach benannt wurde, eine Reihe von -ing-Orten, 18 an der Zahl, die sich weit nach Westen bis Greising und Dattling hinziehen. Sie hatten ihren Mittel- und Ausgangspunkt in dem herzoglichen Hof zu Deggendorf, dessen Anlage in die Zeit um 750 fällt. Die älteste Form des Namens ist Tekkinisdorf, die deutsche Uebersetzung von Tekkonisvilla. Tekko ist Verkleinerungsform für Dagobert, ein Name, der auch dem Namen des Herzogs Tassilo zugrunde liegt. Der neue Hof wurde an einer alten Uebergangsstelle über die Donau angelegt. Der Name des Stadtteiles Ufer hält die Erinnerung fest, daß hier die Urvar, die Ueberfahrtsstelle, lag. Die Siedlung wurde Ausgangspunkt einer Straße, die den Wald durchstieß und nach dem salzarmen Böhmen führte. Sie gab dem Orte schon von Anfang an eine große Bedeutung. Die Straße erreichte am Geiersberg die Höhen, zog dann an den Hängen des Parfts nach Westen, um nach Ueberquerung des Ruelbaches über Greising in den inneren Wald an den Regen vorzustoßen. Am Geiersberg zweigte eine zweite Straße ab, die nach Seebach führte. Am Eingang in die Geiersberger Schlucht legte eine jüngere Zeit die Burg Findelstein an.

Wir müssen zwei Arten von -ing-Orten in unserer Gegend unterscheiden. Die älteren sind Sippensiedlungen. Wir treffen sie im Gäu. Die jüngere Schicht sind Gründungen von einzelnen Familien. Sie sind bezeichnend für das Vorwaldgebiet. Am weitesten nach Westen erscheinen in unserem Landkreis gelegen die -ing-Orte Hörpolding, Petraching, Zinsing, Hezmann (früher Hezmanningen). Das Gelände bot hier für die Siedlung große Schwierigkeiten und war für eine dichtere Besiedlung ungünstig. Wir weisen noch darauf hin, daß die frühesten Siedlungen sonnenseitige Lage bevorzugten. Zu den echten, mit einem Eigennamen zusammengesetzten -ing-Orten treten unechte: Hunding, Berging, Sattling, Wimpasing, Schaching, Wimpozing, Hilling, Arzting. Früher lautete die zweite Silbe gewöhnlich arn oder orn: Huntarn, Bergarn u. a. Sie erhielt sich in Sautorn (Dialekt Sauting), Schiltorn, Zeitlarn (heute Zeitldorf). Die unechten -ing-Orte sind vielfach Ortsbezeichnungen: Berging — bei den Leuten am Berg, Schaching — bei den Leuten am Wald, Wimpozing, heute Wimpasing — Siedlung, wo der Wind „pouff“ — Weibing — bei den Weibern. Andere sind Handwerker-siedlungen: bei den Schustern (Lat. sutor), den Schild-

machern, Bienenzüchtern (Zeitler), Sattler, Huebern-Bauern, eine Siedlung der ritterlichen Zeit. Besondere Aufmerksamkeit verdienen Hunding (Hunt-Stollen, Bergbau) und Arzting (Arzt-Erz, Hammer Schmiede). Nachzutragen wäre der Bergname Hilling — Siedlung an einer Hüfte, nassen Stelle. Die unechten —ing-Orte haben mit den echten das Gemeinsame, daß sie eine Zusammengehörigkeit ausdrücken: bei den Leuten des Pladilo oder bei den Leuten am Berg.

Die Arbeiten auf den Höfen der Großgrundbesitzer verrichteten Knechte, in der Regel, unfreien Standes. Es kommt nun zu einer Teilung des Landes, das ein Herr besaß. Einen Teil bebauete er in eigener Regie. Es ist das Sal- oder Herrenland. Den Rest bekamen Knechte, denen zugleich ein eigenes Haus (mansus, mansio — Haus) zugewilligt wurde. Die behaueten Knechte hatten nur soviel Grund und Boden, als die Arbeiten auf dem Herrenhofe erlaubten. Sie mußten mehrere Tage in der Woche ohne Entgelt oder Entschädigung auf dem Herrenhofe arbeiten. Die Häuser der Knechte lagen in geringerer Entfernung im Umkreis um den Herrenhof herum. Es sind die sog. —hofen-Orte, denen wir auch in unserem Landkreis begegnen, allerdings weniger auf dem Nordufer der Donau. Sie dürfen nicht mit den —hofen-Orten verwechselt werden. Ihre Bedeutung ergibt sich, wenn wir uns an die lateinische Uebersetzung des Ortsnamens Diedenhofen erinnern: Theodonis villa. Es ist der Hof eines Freien, der für sich eine wirtschaftliche Einheit bildete. Ein solcher Hof war ursprünglich Uttenhofen, wahrscheinlich Eigentum des Herzogs, da die Kapelle des Ortes der Mutter Gottes geweiht ist. Der Hof kann, nachdem Stephansposching eine spätere Gründung ist, als Gegenstück zu Maria-posching aufgefaßt werden. Uttenhofen liegt Uttenhofen gegenüber. —hofen-Orte treffen wir in der Nähe des Herzoghofes in Plattling, in Pankofen, Ringhofen, Enzofen. Herzoglicher Besitz war ebenfalls Wischlburg. Mit Ausnahme von Wolfertofen liegen heute die zugehörigen —hofen-Orte: Makofen, Peißhofen, Buzenofen außerhalb unseres Landkreises. Als herzoglichen Besitz dürfen wir auch Kettenbach ansprechen. Das Patrozinium seiner Kirche ist alt und weist auf den Landesherrn hin. Der Hof in Kettenbach bildete ohne Zweifel das wirtschaftliche Rückgrat für die Besatzung auf dem Ratternberg. Bei Kettenbach liegt Mainhofen.

Zwischen den fünf herzoglichen Höfen Dying, Plattling-Bailing, Kettenbach, Uttenhofen und Wischlburg, die plan-

mäßig an alten Straßen und an Stätten frühesten Zeit angelegt worden waren, breitete sich ein Gebiet aus, das stark versumpft und mit Bäumen, einzeln oder in Gruppen, oder Niederholz bestanden war. Der Charakter der Gegend spricht aus dem Flurnamen Kottal, der heute auf einen kleinen Teil beschränkt ist. Die südliche Spitze des Kottals zielt gegen Rottenmann, früher Rodenmanningen; der Name konnte bis jetzt noch nicht einwandfrei geklärt werden. Das Verdienst der wirtschaftlichen Erschließung des Gebietes gebührt einer Familie, die sich im Westen vom Herzog Grund und Boden schenken ließ. Die Familie, der ein Seliger, Gamelbert, angehört, hatte ihren Sitz in Altenbuch. Der Ort wurde Ausgangspunkt einer nach Nordosten zielenden umfangreichen Rodungstätigkeit. Um den Hof in Altenbuch erstanden die —hofen-Orte Peintofen, Mattentofen, Hanthof, früher Hantofen. Ein weiterer Stützpunkt entstand in Michaelsbuch. Auch er ist von einer Reihe von —hofen-Orten eingesäumt: Uttenhofen, Settenhofen, Diethalmhofen, heute Scheidham. Die Höfe wurden in den wasserreichen Mulden der Gegend angelegt, besonders auch um gegen die im Gäu häufig wehenden Winde geschützt zu sein. Bei Uttenhofen wurde ein Reihengräberfriedhof aufgedeckt, dessen Funde das städtische Museum in Deggendorf aufbewahrt. Er stammt wahrscheinlich aus dem 7. Jahrhundert. Gamelbert, der Priester war, gehört anscheinend der dritten Generation an; mit ihm erlosch die Familie. Die alte Lebensbeschreibung, die etwa um 1000 ein Unbekannter von ihm verfaßte oder erneuerte, berichtet uns von Arbeiten seiner Knechte im Walde. Gamelbert schickte sie nie an Regentagen zu Arbeiten aus. Er zeigte sich auch sonst nachgiebig gegenüber ihren Ansprüchen. Sie forderten Entschädigung für ihre Berrichtungen, auch Kleidung. In gleicher Weise nahm er sie in Schutz gegen willkürliche Befehle der Oberknechte. Als Gamelbert das Erbe seiner Familie übernahm, zog der Herzog den Hof in Altenbuch ein und schenkte ihn dem Bischofe von Salzburg. Daher ist der Patron der Altenbucher Kirche der hl. Rupert. Es war um 750, als König Pippin und die Herzoginwitwe Hiltrud, seine Schwester, die Vormundschaft über den unmündigen Herzog Tassilo führten.

Die Schenkung wirkte sich in späterer Zeit noch in der Weise aus, daß Altenbuch nie zum Landgericht Ratternberg gehörte. Freilich südöstlich von Altenbuch griff Ratternberg weit nach Westen aus, bis Gossolding, wahrscheinlich um dort Anschluß an die Römerstraße zu gewinnen. Der

Besitz der Straße war auch für die Passauer Bischöfe der Anlaß, daß sie die Grenzen ihres Bistums auf das Westufer der Isar ausdehnten. So ist dies erklärlich, daß hier das Gebiet einschließlich Lailing, nicht von Ratterberg erfasst wurde. Und doch bildete das ganze Gebiet einmal eine Einheit. Es hatte gemeinsame Weideplätze auf dem Ostufer der Isar. So besaßen dort auch Altenbuch und Michaelsbuch Weide- und Waldrechte. Eine Eigenart der Gegend sind die sog. Ochsenwege, nämlich die Wege, auf denen das Vieh in die Isarauen auf die Weide getrieben wurde.

Für die weitere Entwicklung unserer Gegend wurde die Gründung zweier Benediktinerklöster von großer Bedeutung. Sie fällt in das 8. Jahrhundert. Für die Gründung Niederalteichs — der Name wurde früher Altsach oder Altsaich geschrieben und bedeutet Altwasser — besitzen wir einen alten Bericht aus dem Güterverzeichnis des Abtes Arolf, der zwischen 790 und 810 regierte. Er ist allerdings erst in einer späten Abschrift aus dem 13. Jahrhundert überliefert. Der als Geschichtsschreiber berühmte Abt Hermann hatte ihn aus der alten Quelle abschreiben lassen. Seine Persönlichkeit bürgt für die Zuverlässigkeit der Abschrift. Wir erfahren aus dem Verzeichnis, daß Herzog Odilo das Haus Gottes erbauen ließ. Es wurde dem heiligen Mauritius geweiht, dessen Andenken im Frankenreiche, besonders in den Klöstern, stets hochgehalten wurde. Odilo berief mit Erlaubnis des Königs Pippin und des Bischof Eddo aus Alamannien zwölf Mönche. Die Gründungszeit ist festgelegt durch die Regierungsdauer der in dem Verzeichnis genannten Persönlichkeiten. Pippin kam nach dem Tode Karl Martells 739 an die Regierung, zwar noch nicht als König, wohl aber als Hausmeier und Herzog der Franken. Eddo wurde um 738 Bischof von Straßburg. Vorher hatte er einige Jahre als Nachfolger des heiligen Pirmins, des Gründerabtes, das Kloster Reichenau auf einer Insel im Bodensee regiert. Da Abt Eberswinth, der erste Abt von Niederalteich, mit seinen Mönchen im Verbrüderungsbuche der Reichenau namentlich aufgeführt ist, so ist die Annahme nur zu berechtigt, daß die ersten Mönche Niederalteichs aus dem Inselkloster kamen. Die bayerische Abtei gehörte zu den vier Klöstern, die unter den bayerischen Abteien einen eigenen Verband bildeten. Außer Niederalteich umfaßte er auch Mondsee, Metten und Mattsee. In diesen Klöstern wurde von Anfang an die Regel des heiligen Benedikt beobachtet. Eine Notiz im

Traditionskodex des schon genannten Abtes Hermann besagt, daß im Kloster noch ein Salbuch vorhanden sei, das im 6. Jahre der Regierung Herzogs Tassilos, im 13. Jahre nach der Klostergründung, also 754, angelegt wurde. Das Kloster wurde also 741 gegründet. Es lag auf einer Insel oder Au im Altwasser der Donau. Damals floß ein Donauarm zwischen Hengersberg und Niederalteich. Daher auch der Name des Dorfes Altenufer. Erst später wurde dieser Arm abgeleitet und der Donau ein breites Bett südlich des Klosters gegraben. Die Mönche erweiterten mit ihren eigenen Händen den Siedlungsbereich; sie legten in der Markt des Hofes von Schwarzach, den ihnen der Herzog schenkte, die Zelle Auerbach an. Sie wurde Ausgangspunkt einer weit ausgreifenden Rodungstätigkeit. Der Herzog hatte ihnen zu diesem Zweck den Wald gegeben, der die Zelle umgab. Eine zweite Zelle entstand in Niederoder Außernzell. Zu dieser Rodungsarbeit brauchte es Kulturland. Es wurde dem neuen Kloster in großzügiger Weise auf dem Südufer des Stromes geschenkt. Seine Höfe reichten von der unteren Bils bis an die Tore von Regensburg. Seine Besitzungen umschlossen von Süden, Westen und Norden das Gebiet einer zweiten Abtei, die 25 Jahre später gegründet wurde, des Klosters Metten.

Gründer der zweiten Benediktinerabtei unseres Kreises ist der oben erwähnte Priester und Grundherr von Michaelsbuch, Gamelbert. Er war nun alt geworden und es beschäftigte ihn die Frage, wer sein reiches Besitztum erben sollte. Es war ihm bekannt, daß die Männer der Neuen Zeit, die mit 739 angebrochen war, alles, was ein Priester bei seinen Lebzeiten besessen hatte, für den Diözesanbischof beanspruchten. Gamelbert hätte kein Altbayer sein müssen, wenn er nicht an seinem Besitztum gehegt hätte. Er wollte darüber verfügen, solange er darüber verfügen konnte. Vor wenigen Jahren war in der Nähe seines Michaelsbuch ein Benediktinerkloster gegründet worden. Sollte er das Beispiel seiner Standesgenossen nachahmen und seinen Besitz dem neuen Kloster schenken? Niederalteich hätte ihn sicherlich genommen; er hätte sein Gebiet im Gäu vorzüglich abgerundet. So verfiel er auf den Gedanken selber ein Kloster zu gründen. Er ließ zuerst kein Wortchen von seinem Plane verlauten, als er eines Tages Besuch in Niederalteich machte. Erst am Schlusse weihte er Abt Eberswinth in sein Vorhaben ein. Beide Männer berieten nun die Gründung, beide waren sich einig, daß hier Rom sein Machtwort sprechen müsse. Abt Ebers-

winth gab ihm auch ein Empfehlungsschreiben für seine Reise in die ewige Stadt mit. Wallfahrten nach Rom waren damals keine Seltenheit. Und auch der neue Diözesanbischof trug kein Bedenken ihm die Erlaubnis zu einer solchen Reise zu geben. Auch er stellte ihm ein Empfehlungsschreiben aus. Ohne solche Schreiben wäre er nirgends in Rom vorgelassen worden. So nahm Gamelbert eines Tages Abschied von seinem Michaelsbuch und zog nach dem Westen. In seiner Begleitung war sein Patenkind Utto, den er nach der Reichenau verbringen wollte um in der Schule dieser Abtei für seinen künftigen Beruf erzogen zu werden. Sie erreichten auch glücklich das erste Ziel. Auf die Empfehlungen Eberswinths hin tat sich die Klosterpforte auf und Gamelbert erlebte die große Freude, daß das Inselkloster auf seine Pläne einging. Er wanderte dann nach dem Süden, überschritt die Alpen und gelangte nach langer, beschwerlicher Wanderschaft in die Stadt am Tiber. Er verrichtete seine Andacht an den Gräbern der Apostelfürsten. In heißem Gebete empfahl er ihnen seine Pläne. Erst dann wagte er es seine Schreiben abzugeben. Er erreichte, was er wollte. Ausgerüstet mit dem Segen des Vaters der Christenheit kehrte er in seine niederbayerische Heimat zurück.

Nach seiner Rückkehr führte Gamelbert aus, was er übernommen hatte. Zuerst grenzte er mit vier Kreuzen ein Gebiet ab, das die Pfarrei Michaelsbuch bilden sollte. Pietät späterer Zeiten hat sie immer wieder erneuert. Erst in jüngster Zeit sind zwei verschwunden. Sie standen oder stehen noch auf den Wegen nach Dying, Plattling, Rettenbach und Bergham. In diesem Gebiete lagen auch die Felder, die er für den Unterhalt des Geistlichen und für die Erhaltung des Gotteshauses bestimmt hatte. Gamelbert hat damit die Pfarrei Michaelsbuch organisiert. Außerhalb des Gebietes verschah er noch weiterhin als Grundherr seine verschiedenen Obliegenheiten. Diesen Besitz hatte er für seine Klostergründung ausersehen. Eines Tages drang zu ihm die Kunde, es sei unter den Bauern seines Gebietes eine schwere Rauferei ausgebrochen, bei der nach Landesitte auch das Messer eine Rolle spielte. Gamelbert nahm, um Frieden zu stiften, seinen Stab, das Zeichen ritterlicher Gewalt, und eilte an den Schauplatz der wüsten Schlägerei. Es gelang ihm auch die Streitenden zu trennen und zu versöhnen. Bei Gamelbert stand fest, daß das flache Land im Gäu für die Gründung eines Klosters nicht in Frage kam. Die Lage in der offenen Landschaft

bot ihm zu wenig Sicherheit. Er hatte daher für das neue Kloster einen Platz im Waldgebiet am Nordufer der Donau in Aussicht genommen. Es ergab sich daraus noch ein zweiter Vorteil. Das Kloster bekam als Herrn den Herzog, nicht den Bischof. In allen Jahrhunderten stoßen wir auf die Tatsache, daß die Bauern im Gäu auf dem Nordufer des Stromes Waldbesitz erwarben. Auch Gamelbert besaß seit einiger Zeit bereits eine Waldabteilung auf dem jenseitigen Ufer des Stromes. Die Abteilung, die Gamelbert hier erwarb, lag mitten im herzoglichen Besitz. Er mußte von ihr eine Abgabe an den Herzog zahlen, die Medema. Das Wort blieb an der Gegend hängen. Später ging es auf den Ort über, auf das Kloster, das hier entstand, Matema, Metem; am Ausgang des Mittelalters lautete es Meten, heute Metten.

Die Grenzen des Waldgebietes, das in das Eigentum Gamelberts übergegangen ist, lassen sich im Gelände noch feststellen. Es beginnt im Osten an der Mündung des Schalterbaches in die Donau. An dieser Stelle treten die Berge nahe an den Strom heran. Auf der Höhe schneidet ein Wall den vorspringenden Hügel an seinem „Halse“ ab, eine typische Abschnittsbefestigung, die gegen das Donautal hin sichert. Im späteren Mittelalter stand hier ein Turmschloß. Der Name der Befestigung ist Alte Bürg. Auf dem Abhang hinter der Burg lag eine steinzeitliche Siedlung. Von da läuft ein Weg nach Norden. Er führt zu den Ortschaft Buch, heute gewöhnlich Mettenbuch genannt. Der Name weist auf Michaels- und Altenbuch hin. Hier legten die Anechte oder Schalken Gamelberts die ersten Nieder an. Von ihnen hat auch der Schalterbach seinen Namen, ursprünglich Schalkenbach. Hinter Buch läuft der Weg weiter nach Berg, das eine alte Siedlung genannt werden kann. Die Nordgrenze bildet ein Tal, das heute die Straße nach Egg überquert. Hier liegt das Totenbrüchl, das die Stelle bezeichnet, wo früher der Geistliche die Leichen aus der Umgebung von Edenstetten erwartete, die in Berg bestattet wurden. In diesem Tal lag später eine Burg, die Dießenburg; ihre Anlage ist noch erkenntlich. Neben ihr lag der Hof von Unterdachsbühl. Das Tal endet an der jetzigen Straße Metten—Egg. Die Nordgrenze bildete nun der Mettenbach. Es öffnet sich aber bald schon wieder ein breites Tal, das gegen Finsing streicht. Hinter diesem Orte tut sich ein neues Tal auf, das am Sulzbach endet. In dieser Gegend begegnen wir Spuren bronzezeitlicher Siedlungen. Hier liegt wieder ein Buch-Ort, Buchberg.

Gegenüber erhebt sich die Siedlung von Pilling, früher Poohilinga, das kleine Buch (vergl. Pilling, Büchling bei Altenbuch). Von Buchberg an bildete im Westen der Sulzbach die Grenze.

Die Ufer des Waldes säumten undurchdringliche Wälder. Auf diesen Charakter der Gegend weisen die Ortsnamen Kronwinkl und Hartham hin. Ueber dem Sulzbache liegt am Hügelrand das Turmschloß Hartham. An dieser Stelle überquert der Weg den Sulzbach. Er führt nach Hezmann. Der Hof grenzt an die Aschenau, früher, wie der Name bezeugt, eine wasserreiche, unwirtliche Wildnis. Nun hört das Hügelland auf. Es beginnt das Flachland. Der Berg, der hier aufragt, führt den bezeichnenden Namen: Offenberg. Von dieser Stelle führt unmittelbar ein Weg an die Donau, wo bereits die Siedlungen von Nieder- oder Kleinschwarzach lagen. Hier beginnt der Heuwisch, das Gebiet, das ehemals zum Hofe oder Hause in Mariaposching gehörte. Bei Offenberg begegnen wir dem Flurnamen Weingarten, ein Zeichen, daß hier wie am Himmelberg frühzeitig der Weinbau über die Donau gedungen war. Innerhalb der angegebenen Grenzen dehnten sich zwei Landbuchten aus, die eben durch den Himmelberg auseinandergehalten werden. Gamelbert entschied sich für die östliche Bucht. Den Ausschlag gab sicherlich der Bach, dessen Wasser für verschiedene gewerbliche Triebe in der Klosterwirtschaft ausgenutzt werden konnten. Die Hänge boten eine günstigere Lage für den Feldbau. Es ließ sich damit eine größere Wirtschaft aufbauen.

Für die Anlage des Klosters wurde eine Terasse ausgewählt, die sich im Osten und Süden über versumpftes Gelände erhob. Hier vereinigten sich zwei Bäche, deren hochgehende Fluten von Zeit zu Zeit das Gebiet überschwemmten. Sumpf bedeckte auch an der Donau den Boden des Geländes. Die Fluten des hochgehenden Stromes ergossen sich über das Ugelände. Der Bach, der es durchzog und seine Wasser sammelte, führt den bezeichnenden Namen Altsch — Altes Graben — Altwasser. Bei Neuhausen stoßen wir auf die Flurnamen Prell — Prül und Runst, die den nassen, sumpfigen Charakter des Gebietes unterstreichen. Da und dort wuchs Niederholz. An anderen Stellen erhoben sich Gruppen von Bäumen, besonders Eichen. Einzelne Stämme lagen herum wie sie das Alter, der Sturm oder der Blitz gefällt hatte. Das Gelände, eine typische Anlandtschaft, war unpassierbar und bot unbedingte Sicherheit. Von der Donau führt seit den ältesten Zeiten ein Weg an den

Hohen Stein. An den Stellen, wo er Flußläufe passierte, war er mit Steinen ausgelegt. Auf dem Hart, dem Höhenrücken zwischen Himmelberg und Hohen Stein, fanden sich steinzeitliche Spuren. In jüngerer Zeit erhob sich hier ein Burgstall. Von dem Hohenstein lief nach Osten am Rande einer Bodenwelle ein Weg, der nur an einer Stelle, nämlich dort, wo er den Weinbach überquerte, sumpfiges Gelände überschreiten mußte und die Stelle erreichte, auf der das neue Kloster entstand.

Der Bau des neuen Klosters geschah in Niederaltreich und Metten nach einem bestimmten Plane, der sich im Verlaufe der Jahrhunderte herausentwickelt hatte und in dem berühmten Kloster St. Gallen auf Pergament festgehalten ist. In Metten läßt sich die ursprüngliche Anlage überzeugender nachweisen als in Niederaltreich, wo bei der Säkularisation Teile der Klosteranlage niedergedrückt wurden. In der Stiftung des sel. Gamelbert waren auch die Maße der karolingischen Zeit in späterer Zeit noch wirksam, der Fuß zu 33 Zentimeter. Die Fläche, auf der das Kloster angelegt wurde, hatte ein Ausmaß von 330:165 Fuß; Das Verhältnis ist also 1:2. Die Kirche besaß eine Länge von 44 und eine Breite von 22 Meter. An ihrer Westfront standen zwei Rundtürme. Es ergibt sich nun eine bedeutende Abweichung von dem St. Gallener Plane. In Metten steht die Kirche an der Südseite der ganzen Anlage. An die Kirche schlossen sich die übrigen Räume des Klosters an. Sie gruppierten sich im Rechteck um einen freien Platz, den sog. Kreuzgarten. Er hat seinen Namen davon, daß einst in seiner Mitte die Mönche bei Besitzergreifung des Platzes das Kreuz aufpflanzten. Gegen Osten lag zu ebener Erde der Kapitelsaal, im Stockwerk darüber der Schlaßaal der Mönche. Im Nordtrakt wurden die Küche und die beiden Speisesäle eingerichtet. Im Westen lagen die Vorratsräume. Die Pforte, die Schule und die Abtei standen an der Südseite der Kirche ihren Platz. Vor der Kirche erhob sich das Hospiz, das Gästehaus. An die Räume des eigentlichen Klosters schloß sich der Bauhof an, dessen Teile sich wiederum um ein Rechteck gruppierten. Wir können feststellen, daß sich die Räume der Brauerei, Bäckerei und Mühle heute noch an der gleichen Stelle befinden, wo sie in Uebereinstimmung mit dem St. Gallener Plan ursprünglich angelegt wurden. Die Kirche war sicherlich aus Stein erbaut. Bei den übrigen Teilen der Klosteranlagen waren lediglich die oberen Stockwerke aus Holz errichtet. Es fehlte noch an Kräften den Granit zu brechen oder zu

behalten. Statt dessen wurden an den zahlreich in den Wäldern liegenden Findlingen Platten abgesplittert. Mit ihnen wurden die Mauern aufgeführt. Eine solche Mauer wurde in jüngster Zeit aufgedeckt.

Für die erste Zeit lebten die Mönche von den Erträgen ihrer Höfe im Gäu. Aus diesem Gebiet entnahmen sie die Arbeitskräfte für die bald schon einsetzende Rodungsarbeit. In Metten lichtet sich der Urwald am östlichen und südlichen Abhang des Himmelberges, zu beiden Seiten der jetzigen Neuhäusener Straße. Herzog Tassilo fügte ein neues Rodungsgebiet hinzu. Es ist das Waldgebiet zwischen Hirschenstein und Vogelsang und der früheren Nordgrenze des Gamelberti-Waldes. Das Gebiet war für eine dichtere Besiedlung ungeeignet. Nur die Höfe, die auf den Höhenrücken mit starker Sonnenbestrahlung der Felder angetroffen werden, können wir auf die Frühzeit zurückführen. Es kommt vor allem der Höhenrücken von Innenstetten bis Ramnetsberg in Frage. Es wurden hier 36 Höfe angelegt, die später in 18 Hufen zusammengelegt wurden. Am Rande des Waldes wurde der Kapfelberg besiedelt. Im Westen stoßen wir auf die alte Siedlung Arndorf am Mairberg.

Arndorf ist der erste —dorf-Ort, dem wir auf Mettener Gebiet begegnen. Es ist der einzige, den es im Walde, soweit er zu unserem Landkreise gehört, anlegte. Es ist notwendig, daß wir uns über die Wirtschaftsform klar werden, die den —dorf-Orten zugrunde liegt. Sie setzen sich aus mehreren Bauernhöfen zusammen, von denen einer soviel Tagwerk bebaut, als die übrigen zusammen. Betrug z. B. die Fläche bebauten Ackerlandes in einem Dorf 120 Tagwerk, so bestellte der Großbauer, der colonus maior, 60 Tagwerk, wenn er zwei Nachbarn hatte. Von dem lateinischen Wort maior kommt das Wort Maier, das im bairischen Sprachraum allgemeine Verbreitung gefunden hat und in späterer Zeit die Bedeutung Bauer angenommen hat. Der Maier ist ursprünglich der Vertrauensmann einer Grundherrschaft, ihr Verwalter, villicus. Das Wort Dorf ist auf bairischem Boden die althochdeutsche Uebersetzung des lateinischen Wortes villa. Die spätere Zeit, in der der Flurzwang abgekommen ist, sieht in einem Dorf nur die Vielzahl der Siedlungsstellen. Es konnte daher vorkommen, daß alte —dorf-Orte ihren Namen änderten. So hieß die Siedlung Asehof bis 1300 Asendorf. Man konnte es nicht mehr verstehen, daß ein Einzelhof ein Dorf sein sollte. Die verschiedenen Pflichten, die der Großbauer gegenüber

der Grundherrschaft hatte, waren die Veranlassung, daß die übrigen Bauern eines Dorfes ihm bei der Bestellung seiner Felder helfen mußten. Die Flur war in drei Felder abgeteilt: Winterfeld, Sommerfeld und Brache. Die Streifen, die dem Großbauern in den einzelnen Feldern zufielen, waren doppelt so breit als die der übrigen Bauern. Dabei der Flurname die Breite. Sie lagen am Rand der Felder und wurden zuletzt bestellt, aber zuerst abgeerntet. Dieses Wirtschaftssystem erinnert stark an die Verhältnisse wie sie sich bei der Landnahme in den echten —ing-Orten feststellen lassen. Auch aus dem Maier entwickelte sich später ein adeliger Herr.

Die —dorf-Orte sind Gründungen von Grundherrschaften. Sie stehen im Zeichen gesteigerter Wirtschaftsführung. Ja, auch die alten —hofen-Orte werden jetzt vielfach der Wirtschaftsform der —dorf-Orte unterworfen und ausgebaut. Metten gründete außer Arndorf am Mairberg (!) —dorf-Orte besonders im inneren Wald, wo Karl der Große ihm ein großes Rodungsgebiet zu beiden Seiten der Teisnach vom Markte Regen bis Viechtach zuwies. Auch Niederaltaich durchsetzte sein Gebiet an der Dhe und im Schweinachgau mit —dorf-Orten. Zahlreicher sind sie natürlicherweise im Gäu. Metten gründete bei Michaelsbuch Staufendorf und Freundorf. Eine größere Anzahl legte es im Westen an, wo der fruchtbare Lössboden beginnt, nämlich Gänsdorf, Rottersdorf, Wappersdorf und Friesendorf. Bei Plattling entstand Enchendorf und Eisendorf, bei Dying Arndorf, Hamersdorf und Asendorf. Diese Orte haben alle eine bezeichnende Lage gegenüber älteren Siedlungen.

Das alte Landrecht der Baiern, das in seiner Geschichte wenigstens zweimal überarbeitet wurde, gestattet es uns ein Bild von dem Aussehen der alten Bauernhöfe zu entwerfen. Das Bauernhaus bildete damals in seinem Inneren nur einen Raum, in dem die Menschen und die Tiere friedlich nebeneinander hausten. Der einzige Zugang lag auf einer Schmalseite. Die Räume, die ihm zu nächst lagen, waren für die Besitzer und ihre Familie bestimmt. Das Vieh war während des ganzen Sommers auf der Weide. Im Herbst wurde ein Teil geschlachtet, der Rest in das Haus hereingenommen. Das Haus besaß in der Regel ein strohgedecktes Walmdach. Das Gesetz erwähnt auch Ziegel- und Schindeldächer. Der lange Firstbalken ruhte auf einer Säule, die in der Mitte aufragte. Es war möglich, das Haus durch Entfernung der Firstsäule zum Einsturz zu bringen.

Winkelsäulen verliehen größere Standhaftigkeit. Das Dach, das ein Gerüst von Stangen bildete, ruhte auf Pfosten, die durch quer liegende Hölzer verbunden waren, sog. Spangen. Die Eckpfosten werden besonders erwähnt. Neben dem Hause stand die Scheune (scuria). Sie war verschließbar und hatte Seitenwände. Fehnten sie, so sprach der Bauer von einem Schopf. Das gedroschene Getreide wurde im Kasten geborgen, daher parch genannt. An Nebengebäuden erwähnte das Recht noch die Küche und das Bad. In der Küche wurde auch das Bier gesotten. Zum Wohnhaus gehörte ein Garten und eine Wiese. In den Gärten standen bereits Obstbäume. Der ganze Besitz war von einem geflochtenen Zaun umgeben (Etter, Ettergerte). Ein Gattertor gestattete den Zugang. Auch die Felder schützten Zäune vor dem Wild oder weidenden Vieh. Unsere Vorfahren wollten sich auf ihren Höfen nicht einengen lassen; sie liebten die Streusiedlungen. Schon dem Römer Tacitus ist dieser Zug aufgefallen. Auch dort, wo ein Verband von Höfen entstand, geschah es ziemlich regellos. Die Forschung spricht daher von Hausendörfern. Die Grundherrschaften hatten das Recht Mühlen, Schmiedewerkstätten oder Baderäume herzustellen. Sie konnten ihre Grundholden zwingen ihre Einrichtungen zu benutzen.

In dieser Weise nahmen unsere Vorfahren unsere Heimat unter den Pflug. In vielen Fällen mußte der Boden erst durch schwere Rodungsarbeit der Kultur erschlossen werden. Die Bauern im Gäu stellten die Kräfte, daß die Klöster in planmäßiger Kulturarbeit, vor allem im Inneren des Waldes, im Lande ob und unter der Enns, im Holzland zu beiden Seiten der Bils, an der Altmühl und an der Raab den Lebensraum unseres Volkes erweitern konnten. Die Abtei Niederalteich war zur Besiedelung des östlichen Raabufers im Nordgau berufen worden. Bauern aus dem Schweinachgau legten dort ein „Dorf“ an, das sie nach ihrem Heimatgau benannten, Swainikendorf — Schwandorf. Umgekehrt siedelte das Kloster Niederalteich Teile der Bevölkerung im Nordgau im Wald an. Der Ort, wo sie eine neue Heimat fanden, bekam von ihnen den Namen Ra(h)winden — Rabin. Auch sonst treffen wir die Tatsache, daß die zweiten und dritten Söhne der Bauern im Gäu, die in der Fremde angesiedelt wurden, den neuen Dörfern die Namen ihrer Heimatdörfer gaben. Wir können dieser weitläufigen Rodungstätigkeit unsere Anerkennung nicht versagen. Es ist ein stolzer Ruhmestitel in der Geschichte unseres Volkes.

Unterdessen waren auf verschiedenen Gebieten große Veränderungen vor sich gegangen.

Die Baiern hatten, als sie in ihre neue Heimat einrückten, bereits dem Heidentum abgeschworen. Aber sie waren keine Katholiken. Katholisch waren wegen ihrer Verbindung mit den Franken und Burgundern von Anfang an nur die Herzöge. Die Baiern waren in ihrer Mehrzahl Arianer; sie bekanteten sich zu der Lehre des Arius, der von Christus behauptete, er sei nicht gleichen Wesens mit dem Vater. Diese Lehre hatte gerade im 4. Jahrhundert in den römischen Donauprovinzen zahlreiche Anhänger gefunden. Ihre Vertreter entfalteten bei den benachbarten germanischen Stämmen an der unteren Donau eine rege Missionstätigkeit. So waren die Goten Arianer. Von ihnen kam die Kenntnis der neuen Lehre zu den Baiern, die in ihrer Nachbarschaft wohnten. Sie hinderte die Baiern nicht, daß sie an den alten heidnischen Gebräuchen und Anschauungen festhielten. In ganz ähnlicher Weise gestaltete sich die religiöse Lage auch bei den Langobarden. Als sie in Italien einrückten, hatten sie zwar schon arianische Bischöfe und Priester, aber sie huldigten immer noch dem Donar und opferten ihm Ziegenböcke. Auch bei den Baiern dürfen wir die Verehrung des germanischen Wettergottes voraussetzen. Die griechischen Missionare wollten seinen Kult in der Wurzel treffen. Sie ersetzten den Tag des Pfinsta entstanden ist. Auch der Tag des Wodan wurde durch den Mittwoch verdrängt. Die Erinnerung an die alten Götter sollte aus dem Gedächtnis des Volkes verschwinden. Auch bei den westlichen Nachbarn der Baiern, den Marmanen, hatte damals Wodan noch Verehrer. Der hl. Columban traf sie einmal, als sie ein Fest zu seiner Ehre begingen. Sie opferten ihm eine große Kufe Bier.

In gleicher Weise gaben die Missionare dem Tag vor dem Sonntag den in der Liturgie gebräuchlichen Namen sabbatum, Samstag. Welchen Kult sie damit treffen wollten, ist zunächst unklar. Auch an anderen Orten bereitete die Benennung des Tages den Missionaren Schwierigkeiten. Der hl. Bonifatius dachte daran, ihn der besonderen Verehrung der Mutter Gottes zu weihen. Es wird daher die Vermutung zutreffen, daß er ursprünglich der Göttermutter Freia oder Holle geweiht. In Verbindung mit ihr wird ein Gott Sater genannt, den die Römer als Saturn ansprachen. Der Kult erregte wegen seiner Ausgelassenheit größtes Mißbehagen. Die Missionare hatten

den Erfolg, daß sich sabbatum als Samstag im Volke durchsetzte. Wenn der Samstag ursprünglich dem Kult der Freia oder Frigga geweiht war, wie stand es dann mit dem Freitag, der nach dieser Göttin genannt sein soll? Es läßt sich nachweisen, daß der Freitag ursprünglich nichts mit der Göttin zu tun hatte, sondern daß der Name von dem griechischen Wort parasceve, Rüsttag, abzuleiten ist. Das Wort ist die liturgische Bezeichnung für den Charfreitag. Die älteste Form des Wortes ist Pheritag. Später vollzog sich die Gleichstellung mit dem lateinischen dies Veneris, Venrestag, frz. Venerdi, sodaß die Anschauung aufkommen konnte, es stehe in Freitag der Name der Göttin Freia. Eine Eigentümlichkeit des bayerischen Kalenders ist die Benennung des dritten Wochentages Irta, ursprünglich Aritag. Wir müssen uns fragen, ob in dem Wort der Name eines germanischen Gottes Er oder Iv steckt, der dem griechischen Kriegsgotte Ares entspricht, oder ob, wie einige Forscher meinen, der Name des Arius sich darin erhalten hat. Vielleicht müssen wir sagen, daß die Missionare den Aritag-Irta wegen des Gleichklanges unbeanstandet hin nahmen. Auf jeden Fall können wir auf Grund der Namen der Wochentage feststellen, daß nichts unversucht gelassen wurde, die früheren Göttervorstellungen aus den Köpfen der Neubekehrten verschwinden zu lassen.

Die Baiern hatten Jahrhundertlang in einem Raum gelebt, in dem die Goten aus verschiedenen Bestandteilen eine eigenartige Kultur aufgebaut hatten. So findet die Tatsache ihre Erklärung, daß sich ältere Sagen dieses begabten Volkes, wie die von König Ermanarich, bei den Baiern erhalten haben. Später kommt die Gestalt des Königs Theodorich hinzu. Aus dem Osten stammt die Verehrung der beiden Heiligen Georg und Margreth, die unsere Vorfahren gerne zu Patronen ihrer Kirchen machten. Die Patrozinien des hl. Petrus und des hl. Laurentius weisen nach Rom. Aber seine Einrichtungen waren in Baiern nicht maßgebend. Aus dem Osten stammt die Festsetzung der Fastenzeit. Sie begann ursprünglich am Montag nach Quinquagesima, nicht erst am Aschermittwoch. Die Fastnacht fiel auf die drei Tage, den unsinnigen Donnerstag, den ruhigen Freitag, und den schmalzigen Samstag. Der Osten besaß keine einheitliche Kultursprache, wie sich auch das Griechische nicht als einheitliche Kultursprache zu halten vermochte. Daher wird überall, in Aegypten, Syrien, Armenien die Volkssprache als Kultsprache gebildet. So war es auch an der Donau. Die

Germanen, die sich dem Christentum zuwandten, benützten ihre Muttersprache in der Liturgie. Der arrianische Götterbischof Ulfila ist der Uebersetzer der Bibel. Der Osten gestattete den einfachen Priestern die Ehe. Die Bezeichnung für sie war papa, woraus unser Wort Pfaffe gebildet wurde. Im Westen tritt an seine Stelle das Wort parochus, parochia, das in unserer Sprache als Pfarrer weiterlebt.

In der Folgezeit fehlte es, nachdem die Baiern die Provinzen Norikum und Raetia besiedelt hatten, nicht an Versuchen, den Stamm für den Katholizismus zu gewinnen. Die frühere romanische Bevölkerung war nicht instande diesen Frankenkönige herbeizuführen. Vielmehr waren es einzelne Frankenkönige des 7. Jahrhunderts, die Missionare nach Baiern sandten. In ihrem Reiche hatten irische Mönche Klöster gegründet, die sie nach ihren Gewohnheiten einrichteten. Ein solches Kloster war Luxeuil an der burgundischen Pforte, eine Gründung des hl. Columban. Sein Nachfolger Eustasius hatte zuerst im Burgundischen bayerischen Kolonisten gepredigt. Er wurde aufmerksam auf den germanischen Stamm, der das alte, keltische Boiereich am Inn besetzt hatte. Unter dem Schutze der Frankenkönige erschienen Mönche von Luxeuil im Lande zwischen Lech und Enns und gründeten Niederlassungen. Ihre Erfolge waren gering. Sie hatten Gewohnheiten, die im Gegensatz zu Rom standen. So hatten sie eine eigene Osterberechnung, was zur Folge hatte, daß zuweilen an dem Orten, wo sie sich niederließen, das Osterfest zweimal gefeiert wurde. Auch einzelne Mönche erschienen bei den Baiern und errichteten bei ihnen, wo sich größerer Verkehr entwickelte, an Straßen und Flüssen Einsiedeleien. Neben den Diensten als Herbergsväter, Säumer und Reiseführer suchten sie das Volk religiös zu beeinflussen. Große Schwierigkeiten bereitete der Umstand, daß die Kirche von Aquileja, als Nachfolgerin des alten Sirmium, ihre Metropolitanrechte wenigstens im Lande östlich des Inns, dem alten Norikum geltend machen wollte. Aquileja hatte sich aber damals von Rom getrennt; es lebte im Schisma. Hinter Aquileja stand der Kaiser in Byzanz. So wurde damals auf dem bayerischen Stammesgebiete der Gegensatz zwischen Ost und West ausgefochten. Ein zweiter Umstand fiel schwer in die Waagschale. An die Stelle der Iren traten in den Klöstern des Westens in steigendem Maße Einheimische. Es erschienen nun auch fränkische Missionare bei den Baiern. Sie waren nicht gerne gesehen, da sie als Sendlinge der

fränkischen Macht betrachtet wurden. Nach dem Tode des mittleren Pipin 714 hielt Herzog Theodo die Zeit für gekommen in Rom wegen Errichtung einer selbständigen bayerischen Kirche persönlich vorstellig zu werden. Der neue Hausmaier Karl Martell hatte noch mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen um eine Behinderung von seiner Seite fürchten zu müssen. Papst Gregor II. sagte auch die Errichtung einer Hierarchie in Baiern zu. Er erließ bereits die notwendigen Anordnungen. Der Plan kam aber nicht zur Ausführung. Als Grund wird vielfach der Tod des Herzogs Theodo 715 angegeben. Ein anderer Grund besitzt größere Wahrscheinlichkeit für sich. Karl Martell hatte in der Zwischenzeit seine Stellung soweit befestigt, daß er daran denken konnte, Baiern wieder enger mit dem Frankenreich zu verbinden. Der Plan einer selbständigen bayerischen Kirche mußte fallen gelassen werden. Es ist wohl kein Zufall, daß gerade damals fränkische Bischöfe, Rupert, Corbinian, Haimrham als Missionare bei den Baiern ihre Tätigkeit aufnahmen und sich in Salzburg, Freising und Regensburg niederließen. Sie begegneten großen Schwierigkeiten. Haimrham fand sogar ein gewalttames Ende. Karl Martell unternahm damals zwei Feldzüge. Ähnlich lagen die Dinge bei den westlichen Nachbarn, den Alamannen, wo sich der Bischof Pirmin, der Gründer des Klosters auf der Reichenau, des besonderen Schutzes Karl Martells erfreute.

Herzog Odilo, der nach 730 die Regierung in Baiern führte, bemühte sich neuerdings um die Errichtung einer bayerischen Hierarchie. Gregor sandte Vivido als Bischof. Er schlug seinen Sitz in Passau auf. Nun beauftragte der Papst seinen Legaten, Bischof Bonifatius, den Angelsachsen, sich über die religiösen Verhältnisse in Baiern zu unterrichten. Bonifatius unterzog sich diesem Auftrag und reiste dann nach Rom um Gregor III. Bericht zu erstatten. Die Folge war, daß Baiern, der politischen Einteilung des Landes entsprechend, in vier Bistümer, Regensburg, Passau, Salzburg, Freising eingeteilt wurde. Die neuen Bistümer erhielten feste Grenzen. Durch unseren Landkreis geht die Grenze der beiden Diözesen Regensburg und Passau. Der Westen, der zum Donaugau gehörte, wurde dem Bistum Regensburg, der Osten, der im Rünzinggau lag, dem Bistum Passau zugesprochen. Die Grenze bestand nicht aus einer Linie, sondern aus einem Waldgürtel zwischen den beiden herzoglichen Höfen Deggendorf und Schwarzach. Jetzt setzte auch der Aufbau der Seelsorge auf dem flachen Lande ein. Es wurden die ersten Pfarrsprengel errichtet. Sie

lehnten sich im Gäu an die herzoglichen Höfe an, Dying, Bailing-Plattling, Rettenbach, Wischlburg, Loh. Noch 1266 ist Loh Mittelpunkt einer Pfarrei. Die Kreuzkirche des Ortes steht noch in dem Friedhof, der zur alten Siedlung in Wischlburg gehörte. Auch von Rettenbach haben sich bestimmte Nachrichten erhalten, daß es einst Pfarrsitz gewesen ist. Bei Stephansposching griff die Pfarrei Mariaposching herüber. Es ist die Zeit, in der Gamelbert die Pfarrei Michaelsbuch errichtete.

Während die Pfarreien auf dem Südufer der Donau eine geringe Ausdehnung besaßen, umfaßten sie auf dem Nordufer wegen der dünnen Besiedelung ein größeres Gebiet. In der Passauer Diözese gehören der ersten Zeit die beiden Pfarreien Schwamkirchen und Schwarzach an. Schwarzach griff auch auf das Südufer über, indem Thundorf und Micha v. W. seinem Sprengel einverleibt waren. In der Regensburger Diözese erstanden die zwei Pfarreien Deggendorf und Neuhausen. Der Ort Neuhausen liegt westlich von Metten in einer weiten Bucht zwischen dem Offenberg und Himmelberg, näher letzterem. Er wurde Mittelpunkt der Pfarrei zu einer Zeit, in der der Ausbau der Besiedelung im Wald noch in den Anfängen steckte. Auch schien die Lage in der Bucht günstig für Errichtung eines neuen „Hausles“. Patron der Kirche wurde der hl. Vitus, dessen Verehrung damals durch die Uebertragung seiner Reliquien aus Italien nach der sächsischen Abtei Korvey in unserem Volke Wurzel schlug. Die Pfarrei umfaßte im Osten noch Berg und reichte im Westen bis über Perasdorf hinaus. Der Ort Lengthal gehörte bis in die jüngste Vergangenheit zur Pfarrei Neuhausen. Aus der frühesten Zeit hat sich der Turm erhalten, der sich ehemals über dem Altar erhob. Er steht an der Südseite des heutigen Chorhauptes; er verlor, als 1726 der Westturm errichtet wurde, seine oberen Stodwerke. Das Erdgeschoß hatte arkadenartige Öffnungen, um den Gläubigen, die im Freien standen, den Blick auf den Altar zu ermöglichen. Es ist eine der ältesten christlichen Kultstätten auf dem flachen Lande.

Ueber das religiöse Leben unseres Volkes bringen die Quellen wenig. Aber wir müssen uns vor der Auffassung hüten, als ob die Baiern im 6. und 7. Jahrhundert durchgehends noch Heiden wären. Freilich versichern uns Geschichtsschreiber, die den Ereignissen nicht so ferne standen, immer wieder, daß die irisch-fränkischen Missionare die Herzöge und das Volk taufte. Tatsächlich waren unsere Vor-

fahren, wenn auch Arianer, Christen. Aber es erhielten sich zahlreiche heidnische Bräuche. Der Aberglaube trieb üppige Blüten. Es handelt sich hier in erster Linie um eine Reform des religiösen Denkens und Lebens. Mit ihr verband sich der Versuch die Baiern für den Katholizismus zu gewinnen. Wir wissen aus vielen Beispielen, daß die Geschichtsschreiber die Zustände vor einer Reform grau in grau malen, um das Werk der Reformatoren in einem umso helleren Lichtglanz erstrahlen zu lassen. Papst Gregor III. sagt uns in seinen Briefen, was er bei den Baiern geändert wissen wollte: den völkischen, nicht heidnischen Einschlag in der Liturgie, die Lehre der irischen Ankömmlinge oder falscher häretischer Priester und das bisherige Eherecht, das Ehen gestattete, die nach dem kanonischen Recht als unzulässig galten. Der völkische Einschlag, den der Papst voranstellt, heißt die Anweisungen über die Taufe auf. Es handelt sich um den Gebrauch der Muttersprache bei der Spendung der hl. Taufe. Der Papst verordnet, daß alle, die in einer verschiedenen, abweichenden Sprache getauft sind, nur durch Handauflegung und Salbung mit Christam gesirmt werden. Bonifatius glaubte auf Anwendung der lateinischen Sprache in der Liturgie drängen zu müssen. Was er da erlebte, sagt er uns in einem Briefe an den Papst. Er traf einen Priester, der die Formel gebrauchte: Baptizo to in nomine patria et filia et spiritus sancti.

Auch die Verfügungen über die Priester verdienen unsere Aufmerksamkeit. Der Papst verpflichtet den hl. Bonifatius sich eingehend zu erkundigen, ob die Bischöfe, die die Priesterweihe gespendet hatten, unbekanntes Persönlichkeiten gewesen seien, deren Bischofsweihe man füglich in Zweifel ziehen könne. Er solle die Priester prüfen, ob sie einen erheblichen Wandel führten, katholisch seien, im Dienste Christi und der hl. Gezeze erzogen wurden, ob sie endlich geeignet seien, die Priesterweihe zu empfangen. Diese Prüfung bestand sicherlich der priesterliche Grundherr von Michaelsbuch, Gamelbert, der die Angleichung der bairischen Kirche an die Gebräuche Roms erlebte. Er hatte seine Ausbildung nicht auf einer hohen Schule erhalten. Gamelbert war zu Geistlichen der Umgebung gegangen und hatte sich von ihnen in den hl. Dienst praktisch einführen lassen. Er hatte auch in der Bibel studiert, deren Sinn ihm auf übernatürlichem Wege erschlossen wurde. Wir denken da an die herzoglichen Höfe in der Nähe, wo sicherlich der eine oder andere Geistliche amtierte. Die

Priesterweihe hatte Gamelbert von einem der im Lande herumreisenden Bischöfe erhalten. Er hatte alle Weihen an einem Tag bekommen. Die alte Biographie entschuldigt die nach dem allgemeinen Kirchenrecht unzulässige Tatsache mit der Heiligkeit des Weibekandidaten. Genauer erfahren wir über die Art und Weise, wie Gamelbert die Fastenzeit vollbrachte. Er las seine Messe hinter einem Vorhang. Der Diakon machte die Gläubigen mit den Worten: *Mysterium fidei — Geheimnis des Glaubens —* auf die hl. Wandlung aufmerksam. Gamelbert hatte sich an seiner Kirche eine kleine Klausel errichten lassen. Sie besaß ein Fensterchen, durch das er mit den Leuten sprach, die ihm ihre Seelennöthe vortrugen. Er aß nichts bis zum Abend und auch da bestand seine Nahrung aus gesalzenem Brot und Wasser.

Ein Ort abergläubischer Gebräuche war die Ruhestätte der Toten, der sog. Totengarten. Neben ihm stand in der Regel eine Kapelle, die ebenfalls in die abergläubischen Gebräuche einbezogen wurde. Unsere Vorfahren errichteten ihre Reihengräberfriedhöfe unmittelbar neben den einzelnen Höfen. Solche Friedhöfe wurden bei Kleinweichs, in Deggendorf-Ufer und bei Uttenkofen aufgedeckt. In Uttenkofen stand neben dem Friedhof die alte Georgskapelle, die 1807 abgebrochen wurde. Noch wurden den Verstorbenen Waffen, Geräte aller Art, Schmutzgegenstände mitgegeben. Erst gegen 700 verschwindet der Brauch. Das Stadtmuseum birgt sehr aufschlußreiche Fundstücke aus dem Reihengräberfriedhof bei Kleinweichs, nämlich silbertauschiertes Riemenbeschläg. Wegen der abergläubischen Gebräuche, die sich auf diesen Friedhöfen abspielten, drang Karl der Große darauf, daß um die Pfarrkirche ein allgemeiner Friedhof angelegt würde und daß alle Verstorbenen einer Pfarrei dort beerdigt werden sollten.

Einen Maßstab für die Beurteilung des Erwachens religiösen Lebens bei unseren Vorfahren erhalten wir durch die Tatsache, daß damals viele Kirchen und Klöster errichtet und begabt wurden. Die Herzöge weihten die Kirchen und Kapellen ihrer Pfalzen und Höfe der Mutter Gottes. Auch die Klöster errichteten bei ihren Höfen und in ihren Dörfern Kirchen und Kapellen. In Niederrohr, dem späteren Singerhose, entstand durch Metten eine Kapelle zu Ehren des hl. Laurentius. Und in Klein Schwarzach erbaute Metten neben seinem Hofe eine Kapelle zu Ehren des hl. Johannes des Täufers. Von ihnen aus suchten sie die Bevölkerung seelsorgerlich zu beeinflussen.

Es kam die Anschauung auf, daß, wer eine Kirche auf seinem Grunde gründete, ihr Herr wurde. Er besitze das Recht, den Geistlichen einzusetzen oder über das Kirchenvermögen und den Kirchenbesitz zu verfügen. Es begann sich das sog. Eigenkirchenwesen zu bilden, das auf germanischen Rechtsanschauungen beruhte. Gegen eine solche Auffassung wandten sich schon bald die Bischöfe auf den Synoden. Besonders scharf lehnten sie die Seelsorgetätigkeit der Mönche ab. Die Klöster mußten die Seelsorgkirchen auf ihrem Grund und Boden den Bischöfen übergeben. Sie behielten aber das Recht den Weltpriester anzustellen, den sog. Kirchensatz oder Patronat. Später durften sie sich Pfarrkirchen vollständig einverleiben. So belag Metten zuerst den Kirchensatz in Michaelsbuch; später erlangte es die Einverleibung. In Neuhausen durften die Mönche zuerst die Seelsorge wiederum persönlich ausüben. Sie taten es vom Kloster aus zu Fuß; bei größeren Entfernungen benützten sie das Pferd. Anfangs war ihnen in Metten und in Niederalteich nur die Seelsorge bei den Mitgliedern ihrer engeren Klosterfamilie gestattet, dem Gesinde im Bauhof und den Angestellten im Kloster, den Handwerkern, die ihren Platz in der Stiftskirche hatten. Dort war auch das Taufbecken. In den Kapellen der abhängigen Höfe mußte der betreffende Pfarrer das Patronium mit Amt und Vesper feiern.

Auch auf politischem Gebiet hatten sich wichtige Wandlungen vollzogen. Das Herzogtum Baiern war im 5. Jahrhundert dem Frankenreich angegliedert worden. Die Lage an der Grenze ermöglichte es den Herzögen eine selbständige Politik zu treiben. Eine solche Einstellung entsprach dem germanischen Unabhängigkeitsempfinden. Die Versuchung in der Politik eigene Wege einzuschlagen, wurde in Augenblicken, wo sich die fränkische Zentralgewalt als schwach erwies, besonders stark. Baiern war die schwere Aufgabe zugefallen, Stellung gegen andrängende Völker des Ostens zu beziehen. Diese Aufgabe war umso schwerer, als sich der Stamm selber erst langsam aus der Kultur des Ostens zu lösen begann. In bairischem Interesse lag ein gutes Einvernehmen mit dem Stamm der Langobarden, der seine Herrschaft in Italien befestigt hatte. Die Politik der Franken setzte sich das Ziel, beide Stämme, die sich durch Heiraten in den herrschenden Häusern verbunden hatten, von einander zu trennen, und so Baiern zu isolieren. Sie drangen im Süden des bairischen Stammesgebietes vom Westen her in die Täler der Elz und

Drau vor. Neue Verwicklungen ergaben sich, als mit Beginn des achten Jahrhunderts an die Stelle der Merowinger die Pippiniden traten, zuerst als Hausmänner und Herzöge, später als Könige. Pippin und Karlmann hatten Baierns eigenartige Stellung anerkannt. Es wurde 739 nicht in die Teilungsmasse einbezogen. Später verlangte Pippin von seinem Neffen, dem jungen Herzog Tassilo, den Lehenseid. Auch Karl der Große forderte ihn. So wurde die Grundlage geschaffen, auf der ein Vorgehen gegen den letzten Agilolfinger möglich war. Der Herzog hatte damals im Osten große Erfolge errungen. Karl ließ ihn, den der Papst gebannt hatte, durch ein Fürstengericht absetzen und ihn zum Tode verurteilen. Der Frankenkönig wandelte die Todesstrafe in lebenslängliche Kerkerhaft für Tassilo und seine Familie um.

Der König schaffte das Herzogtum ab und zog die herzoglichen Höfe ein. So wurden die Höfe Deggendorf, Plattling, Ding u. a. Königshöfe. Auch die beiden Klöster Niederalteich und Metten wurden königliche Abteien. Karl schenkte Metten ein neues Rodungsgebiet im inneren Wald. Er forderte Niederalteich und Metten auf, sich an der Kolonisation der neugewonnenen Ostmark zu beteiligen. Die Abteie beider Klöster mußten Karl den Lehenseid leisten. Niederalteich wurde verpflichtet dem König Geschenke zu leisten. Bei Metten, dessen Wirtschaft erst im Aufbau begriffen war, begnügte sich der Herrscher mit dem Gebet für sein persönliches Wohlergehen und die Sicherheit des Reiches. Karl nahm die beiden Klöster in seinen Schutz und gewährte Freiheit von der Grafengewalt. Dieses Privileg war zu einer Zeit besonders wichtig, wo nach Abschaffung des Herzogtums die Macht der Grafen leicht mißbraucht werden konnte. Auf Karl geht auch die Aufstellung von Bögten im Klostergebiet zurück. Die Enkel und Urenkel des mächtigen Kaisers bestätigten zwar immer wieder die Privilegien. Auch mehrten sie durch Schenkungen den Klosterbesitz. Aber die Klöster schwebten in großer Gefahr ihre Freiheit und Selbständigkeit zu verlieren. Die Herrscher begannen die Klöster an Mitglieder der königlichen Familie oder des königlichen Hofes zu verleihen. So belag Bischof Gozbold von Würzburg die Abtei Niederalteich. Später war sie in den Händen des Bischofs Otgar von Eichstätt. Die Klöster suchten sich gegen solche Eingriffe, die sich sehr verhängnisvoll auswirken sollten, zu erwehren. Sie erbaten sich Urkunden, in denen ihnen die Freiheit

der Abtwahl zugestanden wurde. Trotzdem wurde in Metten der Rufos der königlichen Kapelle in Regensburg, Nihhar mit der abtheilichen Würde ausgezeichnet. Metten drohte noch eine andere Gefahr. Es gehörte zu den kleineren Abteien. Da lagen die Bischöfe und weltlichen Großen den letzten Karolingern in den Ohren, es sei im Interesse des Reiches, wenn diese kleineren Klöster mit leistungsfähigeren Territorien verbunden würden. Das Dammolleschwert der Säkularisation schwebte über ihnen. Sie bedrohte auch die größeren Stifte. In ihnen wurde eine Teilung des Abt- und Konventgutes durchgeführt. Das Gut der Mönche war kärglich bemessen. Es mehrten sich die Fälle, daß Mönche ihr Eigentum behielten. Die Klöster werden für Angehörige des Adels vorbehalten. Eines der wichtigsten Gelübde, die Armut, wird mißachtet. Diese Gefahr kommt über Niederalteich und bedroht seinen mönchischen Charakter.

Auch auf dem flachen Lande wirkte sich die unmittelbare Unterstellung Baierns unter die Herrschaft des Frankenkönigs in schwerwiegender Weise aus. Die Freien waren verpflichtet zum Ding, das ein Graf abhielt, zu erscheinen. Diese Pflicht hielt die Bauern vielfach von drängenden Arbeiten ab. Die Erfüllung war besonders in den Grafschaften, die sich über ein größeres Gebiet erstreckten, wie es der Donaugau war, mit Schwierigkeiten verbunden. Karl der Große erlaubte den Grafen, daß sie nur drei ordentliche Dinge abhielten. Schließlich gestattete er, daß nicht alle Freien, sondern nur eine bestimmte Anzahl, Schöffen genannt, an einem Dinge teilnehmen sollen. Größere Schwierigkeiten als die Dingpflicht bereitete die Wehrpflicht. Der bayerische Heerbann sollte nun an den Pyrenäen, in Italien oder auf dem Balkan eingreifen. Die Erfüllung dieser Pflicht nahm den Bauern die Zeit ihren verschiedenen Arbeiten nachzukommen. Karl der Große wußte von der Schwierigkeit und er machte das Zugeständnis, daß von den wirtschaftlich Schwächeren immer drei oder vier einen Krieger stellen sollten. Aber auch so konnte die Wehrpflicht nicht aufrecht erhalten werden. Die Mehrzahl der freien Bauern verzichteten auf ihre Freiheit und gaben ihren Grund und Boden einem weltlichen Großen, einem Bischof oder, was meistens der Fall war, irgend einem Kloster. Sie erhielten das Gut zu ihrer Nutznießung gegen jährliche Zinsleistung zurück. Das freie Element trat in den Hintergrund. Zu den unfreien Knechten, mit denen der Adel oder der Klerus

seine Güter bebaute, kamen die Zinsleute, aus denen sich der Stand der Pächter entwickelte. Persönlich frei, waren sie an ihre Scholle und an ihren Stand gebunden. Der wirklich freie Bauer, der auf freier Scholle saß, verschwand aus unserer Gegend. Es entwickelte sich die Grundherrschaft. Da der König aber Krieger brauchte, so bildete sich ein eigener Kriegerstand, in den die Adelligen eintraten. Sie führten dem Könige Krieger zu, die größtenteils dem unfreien Stande entnommen waren. Der Adel wurde für seine Dienste mit Grund und Boden entlohnt. Es entstand das Lehenswesen. So bereiteten sich, unterstützt durch auswärtige Ereignisse, mit Ende der Karolingerzeit Wandlungen vor, die das Antlitz unserer Heimat ändern sollten.